In freier Stunde

Der Freibauer

Roman von Gustav Schröer

Mitten im Dorfe Rehbach stand der alte Freibauernhof. Das Gut war für Rehbacher Verhältnisse groß zu nennen. Es umfaßte wohl vierhundert Morgen. Davon war etwa die Hälfte Wald. Der Freibauer hatte es nicht nötig, selbst mit Hand anzulegen. In jüngeren Jahren aber hatte er regelmäßig wacker mitgearbeitet; jetzt tat er es nur, wenn die Arbeit drängte.

Die Stirnseite des Wohnhauses war ganz mit Weinreben bedeckt, zwischen denen die kleinen Fenster kaum sichtbar waren. Am Abend schaute oft verstohlen ein blonder Mädchenkopf durch die Weinblätter und lugte hinüber nach des Nachbars Hof. Trat aber der schmucke Karl Demut aus dem Hause, dann machte sich das Mädchen so eifrig mit den Blumen vor dem Fenster zu schaffen, als gäbe es in der Welt keinen Nachbar, nach dem man ausschauen könne. Auch der Bursche mußte allerhand Wichtiges zu beobachten haben. Er sah das Dorf hinauf und hinab, paffte aus seiner Pfeife, trat auf die Straße heraus und sagte: „Wer hätte das gedacht, daß der alte Lehrer mitten im Dorfe solch einen Rosengarten zuwege bringen würde. Man riecht die Blumen bis hierher." Die Worte waren an des Freibauern Hanna gerichtet, aber der Bursche sah dabei immer das Dorf hinauf.

Der Nachbarssohn wandte sich vollends dem Hause zu und sagte: „Du mußt wirklich einmal herauskommen. Es ist nicht alle Abende so stark wie heute. Heute verlohnt es sich, daß man darauf achtet."

Bald darauf stand das Mädchen draußen und bestätigte nicht nur des Burschen Ansicht, daß der Rosenduft merklich bis hierher streife, sondern spazierte auch willig mit ihm nach dem Garten hinter dem Hause, um Karl ihre Blumen zu zeigen.

Und wie angenehm saß es sich auf der Bank inmitten all der blühenden Herrlichkeit, wirklich so angenehm, daß man noch oft auf demselben Flecke zusammenkommen mußte, um die Schönheit nicht ungenossen ersterben zu lassen. Die Alten aber lachten leise hüben wie drüben. Die jungen Leute kamen ihren eigenen Herzenswünschen entgegen.

Die Liebe, die in den Herzen längst geschlummert hatte, war erwacht und sah mit hellen, lachenden Augen in die Welt. Nirgends ein Wölkchen, ringsum strahlende Sonne. Als Karl mit einem gewaltigen Aufwand von Mut dem Freihofbauern seine Liebe zu Hanna gestand, gab ihm Fryman lachend die Hand und sagte: „Es ist recht so! Was sollte auch im Winter werden, wenn der Garten verschneit ist! Aber ein Jahr müßt ihr mit der Hochzeit noch warten; mein Kind ist noch zu jung." Das waren die zwei zufrieden, und im Juli des kommenden Jahres sollte die frohe Hochzeit sein.

* * *

Da kam das Jahr 1870, das Jahr so vieler Tränen, das Jahr so stolzer Taten. Im stillen Dorfe in Waldesmitten erfuhr man wenig von den Spannungen draußen, achtete auch wenig darauf. Man hatte zuviel mit sich selbst zu tun; die einen mit ihrem Leid, die anderen mit ihrem Glück, alle mit vieler Arbeit; Glück und Leid dürfen auf dem Lande nur in den Feierstunden zu Worte kommen. Das reinste Glück schwebte über den Häuptern der Tochter des Freibauern und ihres Verlobten. Am Sonntage sollten sie das erstemal aufgeboten werden.

Da griff eine rauhe Hand in das zarte Glück. Es zerbrach, und der sengende Atem des Krieges blies es in alle Winde. „Mobilmachung!" Wer wollte beschreiben, was sich bei dem Worte im Herzen regt! Die stolzeste Freude weckt es und das größte Leid. Wenn sich die Hand nach der Order ausstreckt, so ist es wie ein Griff nach dem Todeslos. Wer schwarz zieht, der mag Abschied nehmen für immer; er wird beweint und — vergessen; wer weiß zieht, kehrt heim als Held. So ist es und sollte es doch nicht sein; eigentlich ist das schwarze Los eine Auszeichnung.

Der Reservist Karl Demut griff mit fester Hand nach der Order. „Wenn es denn schon sein muß, dann hilft kein Darüber-Reden," sagte er. Er reckte sich. Die von 1866 sollten sich der Neulinge von 1870 nicht zu schämen haben. Im Dorfe aber begann ein verstohlenes Eilen zur Hütte des alten Boten Christian. Der konnte Himmelsbriefe schreiben. Sechsundsechzig hatten schier alle, die hinausgezogen waren, ihren Himmelsbrief auf der Brust getragen, und keiner war auch nur verwundet worden. Karl Demut hatte keinen Himmelsbrief. Er fürchtete sich nur vor den nächsten Stunden, nicht vor den nächsten Wochen. Wie würde Hanna den Abschied tragen?

Als die stille Nacht herniedersank und die glitzernden Sterne vom Himmel strahlten, da brach sich ihr Licht in Tausenden von Perlen, die aus deutschen Mädchenaugen flossen. Hier und da hörte man es unter den Obstbäumen flüstern. Da und dort standen zwei und hielten sich umschlungen unter frohem Hoffen und bangem Zagen.

Im Garten des Freibauern saß das verlobte Paar und wußte lange vor Herzweh nichts zu sagen. Hanna Fryman aber war tapfer. „Gehe mit Gott, Karl, und

ich will für dich beten," sprach sie leise an des Bräutigams Brust. „Ich komme wieder, Hanna, ich komme wieder." Eine hohe Freudigkeit kam über Karl Demut: „Ich fühle es: so gewiß wie die Sterne am Himmel stehen, so gewiß komme ich wieder."

„Gott gebe es," und das Mädchen küßte des Mannes braune Wange.

Ein letztes Umarmen, noch ein treues Wort vom Vater, und Karl ging hinüber in das elterliche Haus.

Als der dämmernde Morgen über die Berge stieg, da trafen sich ernste Männer und Jünglinge hinter dem Dorfe und marschierten mit festem Tritte der Eisenbahn zu. Kein leichtgeschürztes Scherzwort fiel.

Im Kämmerlein aber weinten zur selben Stunde deutsche Mädchen, und deutsche Mütter küßten weinend die Blondköpfchen in Wiege und Bett, deren Vater ausgezogen war in Not und Tod für das Vaterland.

Die Feldbriefe kamen häufig. Alle, alle, die daheim in schwerer Arbeit von früh bis spät die Hände rühren mußten und deren Herzen, wie die Hände, wohl von einer harten Rinde bedeckt, aber darunter weich und empfindsam waren, stritten mit.

Die Schlachten bei Beaumont und Sedan waren geschlagen. Da trafen wieder Feldbriefe ein.

Wagners Heinrich schrieb: „Was wir bei Beaumont erlebt haben, das war bis jetzt wirklich das Schlimmste. Die Kugeln flogen wie die Graupeln. Ich weiß nicht, wie wir durchgekommen sind. Den Franzosen aber haben wir es versalzen! Gegen Abend brachte mir Merten Ernst die Nachricht, Demuts Karl sei gefallen. Da sind wir zwei Stunde gelaufen, das Regiment war zurückgezogen worden. Ueberall haben wir gefragt, kein Mensch wußte etwas von ihm. Zuletzt trafen wir ihn im Biwak, wie er sich gerade mit dem Bajonett ein Stück Speck abschnitt. Nun haben wir geteilt. Er ist ein guter Kerl! Gott sei Dank, bis jetzt leben wir alle noch."

Bis jetzt lebten sie alle noch. Daß dem so war, das schrieb sich Anna Dorothea, das Weib des Boten Christian Schmidt, zugute. Das machten die Himmelsbriefe, und nur Karl Demut hatte keinen. Auch die Weiber, Mütter und Bräute der Soldaten aus Rehbach und vieler aus der Umgegend glaubten fest an die Wirkung der Himmelsbriefe.

Aufrecht und helläugig schritt des Freibauern Tochter durch das Dorf. Wie ängstlich ihr in stiller Nacht das Herz pochte, das erfuhr niemand. — Gestern war die Nachricht eingetroffen, daß Karl das Eiserne Kreuz erhalten habe. Bis jetzt war er der einzige aus dem Dorfe, dem die Auszeichnung geworden war. Wenn auch die Stelle auf dem mit Bleistift geschriebenen Blättlein gelautet hatte: „Ich habe das Eiserne Kreuz bekommen, verdient hatten sie es alle," so war Hanna Fryman doch gewiß, daß ihr Schatz da zu bescheiden von sich schrieb.

Der Brief aber, den ihres Bräutigams Freund nach der Schlacht bei Beaumont geschrieben, hatte dem Mädchen schwere Tage bereitet, obwohl selbst der Vater nichts davon gemerkt hatte.

Ein alter Aberglaube des Volkes war es zwar, daß, wer einmal fälschlich tot gesagt worden war, nun erst recht lange lebe, aber es war eben doch nur ein — Aberglaube. In zitternder Liebe weilte das Mädchen in Gedanken im Feindesland, mit dem Bräutigam in der mordenden Schlacht oder auf dem stillen, gefahrvollen Posten, weit draußen vor dem Lager. Schwere Sorgen drückten ihr Herz, und in der Nacht quälten sie angstvolle Träume. Wo die Frau des Boten Christian Hanna traf, redete sie auf das Mädchen ein und äußerte schwere Befürchtungen für Karl Demuts Wohlergehen. Das griff Hanna hart an das Herz. Sie war von jeher zart gewesen. Die Sorge um den Bräutigam aber und die abergläubische Furcht, daß sie am Ende doch etwas versäumt habe und verpflichtet gewesen sei, auch für Karl einen Himmelsbrief zu kaufen, ängstigten Hanna und warfen sie danieder. Das heitere, helle Licht der Mädchenaugen wurde allmählich zum flackernden Irrlicht. Hanna wurde schwermütig. Des Vaters freundliche Zurede blieb wie sein Zorn ohne Wirkung. Hanna legte die Hände in den Schoß, und wenn des Bräutigams siegesfrohe Feldbriefe eintrafen, dann dachte sie: Das nutzt doch alles nichts; zuletzt trifft es ihn doch. In der Nacht lag sie händeringend auf ihrem Bette und wehrte sich betend und weinend gegen die furchtbare Macht des Aberglaubens, wollte einen Götzen zertrümmern, den sie selbst errichtet hatte, und war zu schwach dazu.

* * *

Der Krieg war in den furchtbaren Zeitabschnitt getreten, in dem der Meuchelmord in jedem Walde, hinter jeder Bodenwelle, in jedem Bauernhause lauerte. Die Kompagnie, bei der Karl Demut stand, wurde nach Südwesten vorgeschoben und bildete den linken Flügel des Korps. Die Gegend war verrufen um ihrer Armut, ihres Schmutzes und ihrer Freischärler willen.

In einem niedrigen, ärmlichen Bauernhause an der Landstraße, am Rande des schmutzigen Moores wohnten die Offiziere. Das Gelände lag im grauen, nassen Nebel, und die Gestalten der Soldaten und Bauern schienen wandelnde Schatten zu sein.

„Der frische, fröhliche Krieg ist vorbei," begann der Hauptmann, „dies Treiben ist ekelhaft. Schade um die deutsche Kugel, die den schmierigen Blusenmann hinstreckt. Den Strang für die Bande!"

„Nirgends sind sie zu fassen," meinte der Oberleutnant. „Nun haben uns die Meldungen in den verfluchten Morast hineingetrieben, und die Gesellschaft hier lacht uns nur aus. Da kommt eine Meldung, Herr Hauptmann!"

Durch den Nebel trabte der Reiter und hielt vor dem Bauernhause. Der Hauptmann erhielt den Befehl, eine verstärkte Patrouille vorzuschicken, um festzustellen, ob sich die Kunde von der Zusammenziehung feindlicher Truppenmassen bewahrheite.

„Da muß Demut hin," entschied der Offizier. „Leider sind gerade die besten Leute gut genug, in das Wespennest geschickt zu werden," warf der Leutnant ein. „Wer soll sich bei dem Nebel zwischen den Wassertümpeln zurechtfinden, wo das Gelände auf Kilometer das gleiche Gesicht hat. Zu sehen ist nichts. Die Leute mögen auf der Hut sein!"

„Den Unteroffizier Demut!" rief der Hauptmann dem Posten vor der Tür zu.

Karl Demut trat in die Bauernstube und blieb in strammer Haltung an der Tür stehen.

„Demut," begann der Hauptmann, „Sie nehmen zwölf Mann aus Ihrer oder einer anderen Korporalschaft, wie Sie wollen, mit, gehen in das Gelände vor und suchen festzustellen, ob sich vor uns feindliche Truppenmassen zusammenziehen. Gehen Sie vor, soweit es möglich ist. Vorsicht brauche ich Ihnen nicht zu empfehlen; Sie wissen, was wir in den letzten Wochen erlebt haben."

„Zu Befehl, Herr Hauptmann," quittierte der Unteroffizier.

„Gehen Sie mit Gott!" sprach der Hauptmann, mit der Hand abwinkend.

Sinnend trat er an das kleine Fenster, legte die Stirn an die feuchtkalte Scheibe und sah in den Nebel.

Karl Demut kam zu seiner Korporalschaft zurück.

Obwohl ein Teil seiner Untergebenen mit ihm auf dem freundschaftlichen „Du“ stand, nahm sich keiner etwas gegen ihn heraus.

„Kinder,“ rief der Unteroffizier, als er in den Kreis der Kameraden trat, „ich bin zur Patrouille kommandiert. Zwölf Mann sollen mit. Wer meld't sich freiwillig?“

Sechs Mann standen auf. „Ich geh' mit, ich auch, ich auch!“

„Das reicht aus unserer Korporalschaft! Die anderen können auch etwas tun. Ulrichs, sag's mal drüben in der sechsten, wir machen uns derweile fertig,“ rief er dem Gefreiten zu.

In einer kurzen Viertelstunde war die Patrouille marschfertig; fünf Mann hatten zurückgewiesen werden müssen. Geschlossen marschierte man zum Dorfe hinaus.

„Donnerwetter!“ rief der Gefreite draußen vor dem Orte, „so dick habe ich mir den Nebel doch nicht vorgestellt! Den kann man wahrhaftig schneiden. Wir stecken richtig im Sacke. Hundert Meter weiter, dann kann uns die Bande über den Haufen schießen, und im Dorfe hört kein Mensch den Knall. Wie spät ist's jetzt, Kinder?“

„Um neun,“ erklärte einer.

„Ulrich, du und Hansen, ihr nehmt die Spitze!“ befahl Unteroffizier Demut, „nur die Verbindung nicht verlieren! Walter und Schneider, ihr geht als Zwischenleute. Vorwärts! Ruhe!“

Nun huschte die Spitze der kleinen Abteilung am Straßenrande hin. Ein Erlenstumpf am Rande der moorigen Wiesen täuschte eine Gestalt vor. Der Gefreite hob die Hand, die Zwischenleute gaben das Zeichen weiter.

„Hansen, kriech' vor, ich bleibe im Anschlag,“ gebot Ulrich und legte auf den Stumpf an. Hansen kroch vor und erhob sich zu ganzer Größe, das Zeichen, daß keine Gefahr bestand. Vorwärts ging es, ohne Ruf, kein Schritt war hörbar. Da tauchten aus dem Nebel Dächer auf. Die Patrouille sammelte sich.

Die Infanteristen umstanden den Patrouillenführer. „Ulrich, du übernimmst das Kommando, Hansen, du und ich, wir untersuchen das Dorf. Hier hast du meinen Kompaß, Ulrich. Wenn uns etwas zustößt, und ihr ins Moor müßt, dann haltet euch nach Osten, wir sind nach Westen marschiert. Hört ihr unser Feuer, dann greift ihr in zwei Abteilungen an, du, Ulrich, dort am Ausgange, du, Schneider, da unten. Auf Wiedersehen, Kinder! Vorwärts, Hansen!“

(Fortsetzung folgt)

Der Spitzname

Von J. Hahn-Butry

Drei Jahre ging Dolly Kremer jetzt schon jeden Morgen um Punkt 8 Uhr aus der elterlichen Wohnung, aß ihr Frühstücksbrötchen in der Straßenbahn und tippte dann fleißig im Büro des Herrn Rechtsanwalt Ferner bis abends um einhalbsechs. — Und fuhr dann wieder die lange Stunde nach Hause.

Und nie war es anders, und immer war es dasselbe. — Und doch war sie 19 Jahre, schlank, blond und hübsch und so ein richtiges Berliner Mädel, dessen lachenden blauen Augen eigentlich die ganze Welt offenstehen müßte.

Ja . . . müßte . . . Oft stand sie abends vor dem Spiegel und fragte sich. — „Sonnenkind“ . . . so blöd nennen sie mich! Wo bei mir wohl die Sonne ist! — Jahraus, jahrein im Anwaltsbüro sitzen, tippen, tippen und immer wieder tippen. — Und bald werde ich so alt sein, und keiner wird mich mehr mögen!

Nun ja, man ging Sonnabends nachmittags mal in den Kroll-Garten. — Das war ja ganz nett. — Tanzen konnte man auch. — Bloß, daß dann abends immer diese dumme Müdigkeit kam. — Und dann machte es auch keinen Spaß mehr. — Dann fuhr man lieber früh nach Hause und schlief sich mal richtig aus. — Daß auch alles so blödsinnig eingerichtet war im Leben. Ja, Sonntagsabends, da würde es wohl Spaß machen, so ordentlich auszugehen! — Aber dann der Montag . . . der Katzenjammer! Und dann womöglich noch einen Anschnauzer im Büro.

Dolly Kremer war wirklich unglücklich.

Schön, es gab Ferien. — Aber so ist es ja immer im Leben. Wenn man Zeit hat und Lust, dann ist niemand zu finden. Hetzt man aber mal eilig für den gestrengen Herrn Rechtsanwalt zum Amtsgericht, dann trifft man sicher einen Menschen, von dem man sich vorstellen könnte: der ist der Richtige! — Und dann hat man keine Zeit. Und so ist es immer! — Und dann nennt man mich das „Sonnenkind“! — — —

Auch in diesem Jahre hatte sie mit Unlust die Ferien angetreten. — Hatte erst lange gezögert, ehe sie auf Zuraten einer Kollegin sich hatte einschreiben lassen zur Teilnahme an der Rheinfahrt von „Kraft durch Freude“. —

Das war einmal eine kunterbunt durcheinandergewürfelte Gesellschaft! Und sogar ein richtiger Rechtsanwalt darunter! Komisch, daß solche Anwälte auf Vergnügungsreisen doch ganz nette Kerls sein können!

Dem jungen Rechtsanwalt Kurt Hammerstein hatte die hübsche Berlinerin auch auf den ersten Blick gefallen. —

Als er dann hörte, sie sei bei einem Kollegen beschäftigt, hatte er erst recht alles getan, um sich etwas mit ihr anzufreunden.

Rheindampferfahrten geben Stimmungen, in denen auch der härteste Mensch aus sich herausgeht und eingefangen wird von der weichen, träumenden Stimmung der Landschaft.

Nebeneinander standen sie an der Schiffsreling und scherzten.

„Sagen Sie, mein Fräulein, Mädels haben doch immer untereinander Spitznamen. — Was haben Sie denn für einen?“

„Ach, wie neugierig Rechtsanwälte doch sein können,“ lachte sie zurück.

Doch er gab nicht nach. „Nun, das müßten Sie doch ebenso gut wissen, wie ich. Was sollte aus unseren Mandanten werden, wenn wir nicht neugierig wären! Aber jetzt heraus mit der Sprache! Wie ist Ihr Spitzname?“

„Wenn Sie es durchaus wissen wollen: „Sonnenkind“ nennen sie mich zu Hause. Und blödsinnigerweise auch meine Freundinnen. Und was sonst so um mich herumkreucht. — Und wissen Sie, wie ich zu diesem Namen komme? — Auch so eine Geschichte! — Wie die weise Frau mich meiner Mutter zum ersten Male in die Arme legt, da kommt gerade so ein heller, strahlender Sonnenschein ins Zimmer, und da hat mich Mutter „Sonnenkind“ genannt.“

„Recht hat sie gehabt,“ lachte der junge Rechtsanwalt. „Als ob Ihre Mutter vorher geahnt hätte, was Sie einmal für ein hübscher Kerl werden.“

„Schlägt nicht an, der Ton,“ spöttelte sie, „Kopf verdrehen ist nichts bei einem richtigen Berliner Mädel, mein Herr Rechtsanwalt!“

„Nun, aber Sonnenkind darf ich doch wohl zu Ihnen sagen?“

„So sehen Sie aus,“ lachte sie. „Und wenn dann zufälligerweise mein Chef mit Ihnen zu tun hat und Sie kommen auf unser Büro, dann kann's ja lustig werden. — Auf das Gesicht meines Chefs freue ich mich, wenn ein Kollege zu seiner Stenotypistin „Sonnenkind“ sagt! — — Im übrigen paßt der Name ja auch gar nicht zu mir. — Ja, hier die paar schönen Tage am Rhein, da ist es nicht schwer, Sonnenkind zu sein. – Nennen Sie mich also nur schön weiter Fräulein Kremer. Außerdem gehört sich das auch so!“

Dolly Kremer machte sich selbst die bittersten Vorwürfe. Wie konnte sie auch so dumm sein, in einer lustigen Stimmung diesem wildfremden Rechtsanwalt ihren Spitznamen zu verraten. — Und diese Frechheit, sie vor allen Leuten immer wieder so anzureden! Rechtsanwälte taugten eben alle nichts, ob als Chef oder als Mitreisender auf einer Fahrt von „Kraft durch Freude“. —

Die ganzen schönen Tage waren ihr verleidet. — Und dann noch der größte Aerger, daß er eigentlich doch ein ganz lieber und netter Kerl war.

Als sie sich am Schluß der Reise auf dem Bahnhof Friedrichstraße verabschiedeten, wußte Dolly nicht, ob sie froh sein sollte oder traurig. Etwas von Wiedersehen hätte er doch wenigstens sagen können. Natürlich hätte sie das abgeschlagen. Aber er hätte es doch wenigstens sagen können!

Dann saß sie wieder brav und fleißig im Büro des gestrengen Herrn Rechtsanwalt Ferner und tippte von morgens um 9 Uhr bis abends um einhalb sechs. —

Wieder einmal war so ein langer, dummer Tag, der über all den vielen Schriftsätzen kein Ende nehmen wollte. —

Mit einem Mal gab es das Klingelzeichen, das für sie bestimmt war. Ob der Chef schon wieder etwas herumzukritisieren hatte? —

In der Tür des Anwaltszimmers prallte sie fast zurück. Das war ja das dollste! So eine Unverfrorenheit! Sie so zu blamieren! Saß doch da der Kurt Hammerstein, und begrüßte sie jetzt mit einem „Tag, Sonnenkind". Und auch der sonst so strenge Chef lachte sie freundlich an. Stand denn heute die ganze Welt auf dem Kopf?

Ehe sie sich noch recht sammeln konnte, fing der Chef auch schon an. „Also, mein liebes Fräulein Kremer," — liebes, sagt er zu mir, stellte sie fast entsetzt fest — „da ist mein Kollege Hammerstein, den Sie wohl ganz gut kennen, der will sich hier niederlassen und eine neue Praxis einrichten. Und da hat er mich gefragt, ob ich Sie nicht ihm überlassen will."

Empört musterte Dolly den vergnügt schmunzelnden jungen Rechtsanwalt. „Wie kommen Sie dazu, mich vor meinem Chef zu blamieren! Ich denke nicht daran, meine Stellung zu wechseln, solange Herr Dr. Ferner mich behalten will."

Und nun lachte der Chef auch noch laut los, anstatt sie in Schutz zu nehmen. Was konnte sie machen, als der Chef jetzt aufstand und mit einem ihr furchtbar boshaft vorkommenden Lächeln um den Mund meinte: „Besprechen Sie das doch erst mal mit dem Kollegen allein. Ich bin gleich wieder da."

Als Herr Rechtsanwalt Ferner nach zehn Minuten sein Zimmer wieder betrat, fuhren zwei rote Köpfe wieder auseinander.

Dieser unverschämte Kurt aber lachte schon wieder und mußte es gleich ausplaudern. — Und doch war sie nicht wirklich böse, als er sie in Gegenwart Rechtsanwalt Ferners fragte: „Wirst du auch als Frau Rechtsanwalt Hammerstein mein Sonnenkind bleiben?"

Mann mit Seele

Von **Dinah Nelken**

Gewiß, Susi sah ein, daß es gerade in diesen Zeiten äußerst unpraktisch war, einen Mann mit Seele zu suchen. Sie hätte einen Mann mit Auto suchen sollen oder einen mit Konfektionshaus, aber sie kaprizierte sich auf Seele, ausgerechnet auf Seele, denn es war Frühling, und Susi verband mit den ersten Blüten, der ersten Sonne und den ersten Frühlingshüten eine seltsam lyrische Vorstellung von Herzklopfen, Hand-in-Hand-gehen, poetischen Spaziergängen zu zweit und erwartungsvoller Glut, kurz lauter Dingen, die sie in ihrer Ehe mit einem reichlich nüchternen Kragenfabrikanten allzu lange vermißt hatte, um sie nun jetzt in der ersten Zeit ihrer Freiheit nicht mit der zähen Leidenschaft eines Kindes für unverdauliche Süßigkeiten zu begehren. Wie gut mußte es sein, jetzt ein Wesen zu besitzen, das nicht nur Herz, sondern auch Seele trug!

Wie es sie trug, ob mit der Grazie, die diesem zarten Gegenstand angemessen, der Bescheidenheit, die inneren Reichtum im Gegensatz zu äußerem auszeichnet, das zeigte sich schon in den Zuschriften; doch erst bei der näheren Wahl und den ersten Rendezvous erwies sich die ungeheure Vielfalt, ja, Reichhaltigkeit dieser eigenartigen Gattung Mann: Da gab es Junggesellen mit innerer Schönheit und äußerer Glatze, Rentiers, die sich zu früh auf das Altenteil der Seele zurückgezogen hatten, junge Leute, die die Geliebte aus Gründen der Billigkeit mit Seele abzuspeisen gedachten, Studenten der Philosophie, denen sie das Ethos im Weibe verkörpern sollte, Psychoanalytiker, die ihren Ueberfluß an korrekturbedürftigen Seelen mit ihr zu teilen wünschten, idealistische Rohköstler, lederbekleidete Nacktkulturler, Innenleben mit Eigenheim und Umbausofa und die fast unübersehbare Klasse der schweifenden, ruhe- und heimatlosen Seelen unter dem Kennwort „Einsam" oder „Herzenswunsch". Sie alle waren schön als gehaltreich, weniger ansprechend als anspruchsvoll, und Susi fragte sich oft bei den ausgedehnten, für derartige Bekanntschaften scheinbar unerläßlichen Spaziergänger, warum nicht einer dieser Seelenbesitzer die schöne Seele nach außen trug und Gefühl mit gutem Schneider, sportlicher Schlankheit und breiten Schultern vereinte.

Und da der Himmel mit denen ist, die sich nicht nur mit dem Himmel begnügen, so fand Susi auch dieses Idealbild ihrer Wunschträume dort, wo sie ihn wie alle andern hinbestellt hatte, an der Normaluhr am Zoo. Dort stand er, schöner als in jedem Film und fast so seelenvoll wie in jedem Film, aus blauen Augen blickend, trug weiße Handschuhe, einen guten Anzug, ein bezauberndes Lächeln auf dem männlich kühnen Gesicht, küßte ihr die Hand und sprach wie ein richtiggehender Mann: oder sogar Herr:

„Na, endlich. Sehr pünktlich scheinen Sie auch nicht zu sein."

Schon in der kleinen Likörstube ergab sich so etwas wie Liebe auf den ersten Blick oder zumindest Verständigung. Susi mußte zugeben, daß dieser Mann weniger nach Seele als nach Auto aussah, aber er gefiel ihr; Herrgott, wie er ihr gefiel! Ihr Atem ging schnell; sie fühlte ihn wie eine kleine Faust, die sie ihm, seiner breiten Brust, seinem kräftigen Lächeln entgegentrieb, und als er sie aufforderte, noch ein bißchen mit ihm spazierenzulaufen, erhob sie sich gehorsam und ging neben ihm in den Abend hinaus.

Und hier, auf dieser lärm- und lichtbewegten, feurig düsteren Straße fühlte Susi zum erstenmal den Frühling so weich, so drängend, so stürmisch wie die Hand, die ihren Ellbogen hielt und sie stark und sicher durch das Gewühl führte.

„Wo wollen wir denn hin?" fragte sie mit einer seltsam kleinen Mädchenstimme.

„Ach, irgendwohin," antwortete er, und das hieß: in die weißdurchbrochene Finsternis des Tiergartens, unter die schwarzen Bäume, über die gelben Wege zu den Bänken, auf denen schon Liebespaare saßen, stumm von dem schmerzenden Schweigen der Zärtlichkeit. Ueber ihnen stand der Himmel unermeßlich hoch und weit, vor ihnen gingen Menschen, nicht zu nah, aber doch nah, und an Susis Ohr war eine leise, sanfte Musik, seine Stimme, seine schöne und jetzt, in diesem Augenblick, ausgesprochen seelenvolle Stimme. Denn jetzt sprach er von Seele, von einer schönen und, wie Susi erschüttert und befremdet feststellte, durchaus originellen Seele.

„Meine Großmutter hat sie angelegt," sagte er, „und ich habe sie ausgebaut, furchtbar viel Geld reingesteckt und keine Mühe gescheut, um sie hübsch und komfortabel zu machen. Aber dafür kann sie sich jetzt auch sehen lassen; ich glaube kaum, daß Sie in dem Genre nochmal etwas so Vollkommenes finden. Stellen Sie sich vor: Sonne, viel Sonne, Höhe, Tiefe, einen herrlichen Ausblick, Wasseranschluß, heizbar! heizbar! und Platz für zwei Personen, sogar mit Auto! Radio müßte man eventuell einbauen."

Susi saß ganz still. Sie rührte sich nicht mehr, es war zuviel, mein Gott, es war zuviel. Höhe, Tiefe, Komfort, Platz für zwei Personen, Auto und Sonne! Hab Sonne in der Seele! dachte Susi, gut, das verstehe ich, auch die großmütterliche Anlage, aber wieso Seele mit Radio, Innenleben mit fließendem Wasser und heizbar?! Und leise, aber ungern, rückte Susi ein bißchen zur Seite und legte die Hand mit einer vorsichtigen, aber noch immer zärtlichen Bewegung an seine Brust.

„Irren Sie sich auch nicht?" flüsterte sie sanft und so liebevoll, daß er ihr nachkam und seinen Arm auf ihren Arm, nein, um ihren Arm legte. „Heizbar, wirklich heizbar? Womit denn? Und wie ist das, bitte, mit dem Wasser und . . . dem Radio . . .?"

„Müßte man einbauen," sagte er wieder, „aber sonst ist alles wie beschrieben. Mein Gott, ich muß das Ding doch kennen. Und ich hab mir gleich gedacht, daß Sie es brauchen können, wie ich Ihre Annonce gelesen habe . . ."

„Wirklich?" flüsterte Susi, „meine Annonce?"

„Na, ja, Ihre Annonce: ‚Für das Weekend besserer Herr mit Laube gesucht' . . ."

„Falsch!" schrie Susi und begann so stürmisch zu lachen, daß die Liebespaare raschelnd aus Traum und Schatten fuhren. „Falsch!" „Sie haben die Annoncen verwechselt! Meine stand drunter. ‚Mann mit Laube', das bin ich gar nicht, ich bin: ‚Mann mit Seele' . . ."

Der junge Mann war sehr überrascht. Er schüttelte den Kopf, sah Susi an und sagte nachdenklich:

„Mann mit Seele . . .? Nee, da bedaure ich, das ist nicht mein Fach, ich bin nämlich Techniker, wissen Sie! . . . Aber wenn es unbedingt Seele sein muß . . ."

„Danke!" sagte Susi, „Laube genügt!"